Zeitschrift: Vox Romanica

Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum

Band: 49-50 (1990-1991)

Artikel: Aspekte des Methodenwandels in der französischen Dialektologie des 19. Jahrhunderts

Autor: Storost, Jürgen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-2289

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aspekte des Methodenwandels in der französischen Dialektologie des 19. Jahrhunderts

Im 18. Jahrhundert war die literatursprachliche Position der Gebildeten Frankreichs von der Ansicht bestimmt, daß das als klassisch angesehene Französisch des 17. Jahrhunderts nicht mehr weiterzuentwickeln sei und daher aber der ständigen Pflege bedürfe. Diese konservative Sprachauffassung brachte einen überzogenen Purismusbegriff und in der Grammatikographie ein Festhalten an tradierten Normen mit sich. Wiewohl die sprachliche Autorität der Aristokratie immer mehr verfiel, lebten die Ideale im französischen Bildungsbürgertum fort, was natürlich nicht ausschloß, daß mit der ökonomischen Prosperität des Bürgertums technische und naturwissenschaftliche Neologismen hineinfluteten. Sehr reserviert stand man allerdings wie im 17. Jahrhundert der Volkssprache und den Mundarten gegenüber, die in manchen Romanen und den Vaudevilles allenfalls zur Verstärkung des Lokalkolorits und zur Erzielung komischer Wirkungen herangezogen wurden. Differenzierter stellt sich die Lage bei einem Vergleich zwischen den Städten mit der sprachnivellierenden Anwendung der Hochsprache und dem breiten Land dar, in dem die Volkssprache mit ihren mundartlichen Eigenarten vorherrschte.

Die Revolution von 1789 führte zu einem weiteren Zurückdrängen der Mundarten zugunsten des Französischen als dem Mittel, Bildung, Revolutionsideologie und -agitation zu propagieren und das verbreitete Analphabetentum zu beseitigen. Mirabeau und Talleyrand begannen, Gesetzestexte in einem verstehbaren Französisch zu verfassen; der Abbé Henri Grégoire (cf. dessen Rede vom 6.6.1794 vor der Nationalversammlung «Sur la nécessité et les moyens d'anéantir les patois et d'universaliser l'usage de la langue française» [cf. Augustin Gazier, *Lettres à Grégoire sur les patois de France (1790-94)*, Paris 1880] und Bertrand Barère de Vieuzac entfachten eine Kampagne zur Beseitigung von Dialekten und Minderheitensprachen. Nationalgefühl und Hochsprache sollten eine unauflösbare Einheit bilden.

Der Bruch mit der klassizistischen Sprachauffassung und eine breite sprachliche Öffnung erfolgten dank des neuen ästhetischen Empfindens der Romantik, allem voran das programmatische Vorwort Victor Hugos zum *Cromwell* von 1827; infolgedessen kam die Alltagssprache wieder zu ihrem Recht. Schilderungen vom Lande konnten auf Dialektismen nicht mehr verzichten.

Zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand das in der ersten Hälfte unter dem Einfluß romantischen Gefühlslebens zu begründende Interesse für das französische Altertum, damit für die alte Literatur der Mundarten, eine erneute Belebung durch ein mit patriotischer Motivation zu erklärendes Interesse von Amateuren ebenso wie

durch Wissenschaftler, die durch das Land zogen, die Mundarten zu studieren, die Lexik aufzunehmen, Glossare und Grammatiken zu schreiben. Paul Meyer (1866: 404) sagt: «Maintenant on considère les patois comme des monuments historiques dignes d'être étudiés pour eux-mêmes, aussi bien que les vieilles ruines et les vieilles poésies». Zudem erkannte das Second Empire (1852-1870) in den Mundarten und deren Literatur ein Element zur Unterstützung, Hebung und Förderung der Grandeur de la France, weswegen der französische Kultusminister am 14. September 1852 durch Erlaß ein «Comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France» ins Leben rief, das in diverse Sektionen gegliedert war, u.a. eine «section de philologie», in der namhafte Gelehrte mitarbeiteten (cf. *Revue Archéologique* 9: 452): Jean-Jacques Ampère (1800-1864); François Guessard (1814-1882); Joseph-Daniel Guigniaut (1794-1876); Charles-Marie-Gabriel Bréchillet-Jourdain (1817-1886); Joseph-Victor Le Clerc (1789-1865); Charles Magnin (1793-1862); Désiré Nisard (1806-1888); Paulin Paris (1800-1881); Henri Patin (1793-1876); Félix Ravaisson (1813-1900); Charles-Auguste Sainte-Beuve (1804-1869); Théodore Hersart de La Villemarqué (1815-1895).

Amtlich wurde die Entwicklung eines «Recueil général des poésies populaires de la France» durch ein Dekret verordnet, das die Aufmerksamkeit mit Macht auf die Mundarten lenkte. In dem Dekret (cf. Breulier 1853: 493 ss.) ging es primär um die Sammlung, Übersetzung und Kommentierung der alten Volkspoesie. Das Mitglied der französischen Société Asiatique, Adolphe Breulier, machte in einem Kommentar zu dem Dekret darauf aufmerksam, daß man sich zuvörderst auf die Schaffung von Wörterbüchern konzentrieren müsse (Breulier 1853), die zunächst gar nicht einmal einem hohen wissenschaftlichen Anspruch genügen sollten wie die Aufhellung der Etymologie eines Wortes oder das Datum seines ersten Nachweises; wichtig seien vielmehr vor allem Materialsammlungen.

Die Bedeutung der Mundartstudien liegt nach Breulier im Erkenntnisgewinn über die Ursprache der Vorfahren, ihre Ausdehnung und Existenz, über die Einflüsse fremder Sprachen im Laufe der Sprachentwicklung, über ethnologische Fragen, über die ursprüngliche Bedeutung der Fachwortschätze, über die Etymologie von Toponymen, über die Auffassungen früherer Autoren vom Ursprung der Sprache, über den grammatischen Vergleich der Dialekte, grammatische Etymologien, schließlich über die Einordnung der französischen Dialektstudien in den Rahmen der allgemeinen Indoeuropäistik.

Wissenschaftsorganisatorisch schließt sich Breulier einem Projekt des Mundartdichters Henri Burgaud des Marets (1816-?1874) an, das dieser in seiner Sammlung *Fables en patois charentais* (Paris 1849) entwickelt hat: Einrichtung lokaler Gesellschaften zur Sammlung der mundartlichen Lexik, Literatur, Kultur, Tradition und Grammatik; diese Gesellschaften sollten ihr Material an eine übergeordnete überregionale Gesellschaft zur wissenschaftlichen Verarbeitung weiterreichen; über allen Gesellschaften würde dann schließlich eine zentrale französische Gesellschaft stehen. Der Vorteil dieser Wis-

senschaftsorganisation bestünde darin, daß breite Schichten des Volkes in die wissenschaftliche Arbeit einbezogen würden.

Der Gedanke, daß die Sammelarbeiten zunächst lediglich ein Hilfsmittel schaffen können, das in einer späteren Phase von Wissenschaftlern verarbeitet werden muß, ist auch ein Leitmotiv des Dialektforschers Hippolyte Jaubert (1798-1874): «Le collecteur peut n'être qu'un simple ouvrier; des mains plus habiles mettront un jour en oeuvre le fruit de son labeur [. . .]» (Jaubert 1856: 6). In der Einführung seines *Glossaire du Centre de la France* gibt Jaubert praktische Hinweise zur Befragungstechnik bei der Materialsammlung, die sich aus seinen Erfahrungen ergeben: unbefangene Gespräche; keine Befragungen, die Mißtrauen bei der Bevölkerung schüren; Grundanliegen sind die Authentizität der Angaben und ad-hoc-Antworten. Im übrigen hatte Jaubert bei seinen Untersuchungen sehr schnell ausgemacht, daß es recht schwierig sein würde, auf einer Landkarte genaue Mundartgrenzen festzulegen, da sich Sprachänderungen kaum an solche halten würden (p. 13); allenfalls, so beobachtete er, gäbe es eine gewisse Deckung zwischen den alten französischen Provinzen, Kirchendiözesen, geologischen Gegebenheiten und den Mundarten, wobei es dem Verfasser noch immer um die Lexik geht. Bei der Lexik einer Region differenzierte Jaubert streng zwischen dem Französischen, wie es von der Académie française registriert worden ist, und der tatsächlichen lokalen Mundart, inklusive Bedeutungsdifferenzen; ersteres blieb unbeachtet. Besonderheiten der lokalen Aussprache und Grammatik wurden registriert, ohne daß sie wissenschaftlich analysiert und systematisiert wurden. Der Verfasser vergleicht etymologisch und hinsichtlich des Lautwandels die Mundarten so eng mit dem Französischen, daß der Eindruck entstehen könnte, die Mundarten seien aus dem Französischen, nicht aus dem Lateinischen hervorgegangen, was mitunter kein gravierender Mangel sein mag, da die zentralfranzösischen Mundarten und das Französische gemeinsame Vorformen hatten.

Eine wissenschaftlich und methodologisch beispielhafte Arbeit kam Jahre später aus Wien, wo der Inhaber der romanistischen Lehrkanzel, Adolfo Mussafia (1835-1905), im Jahre 1864 die *Monumenti antichi di dialetti italiani* veröffentlichte, wobei die vom Herausgeber angewandte Methode mutatis mutandis auch für die Erforschung der modernen Mundarten Frankreichs nicht ohne Interesse gewesen sein dürfte. Mussafia (1864: 6) schrieb: «Farebbe opera utilissima chi per le letterature romanze imprendesse lavoro simile a quello che Guglielmo Grimm tentò in parte per la tedesca». Mussafia unterzieht die norditalienischen Dialektdenkmäler einer eingehenden phonetischen und morphologischen Untersuchung, und er vergleicht mit den modernen Dialekten, dem Provenzalischen und dem Altfranzösischen. –

Bei einer Betrachtung des Beginns der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist auch die Frage der Institutionalisierung und Professionalisierung, damit die Frage nach der Akzeptanz einer fortschrittlichen Methodologie zu stellen. Ein markantes Eckdatum sollte das Jahr 1866 werden, als am Pariser Collège de France der erste tatsächliche

Lehrstuhl für vergleichende Grammatik eingerichtet und mit Michel Bréal (1832-1915) besetzt wurde. Erst von diesem Zeitpunkt an wurde die Boppsche (und Schleichersche) Methode in Frankreich in den Ausbildungskanon einbezogen. Überdies übersetzte Bréal in dieser Zeit Bopps *Vergleichende Grammatik* (François Bopp, *Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l'arménien, le grec, le latin, le lithuanien, l'ancien slave, le gothique et l'allemand,* traduite sur la deuxième édition et précédée d'introduction par M. Bréal, 4 Bände, Paris 1866-1874 [Band 5: Registerband von Francis Meunier]). In dieser Optik dürfte die Frage interessant werden, welcher Methode sich die zumeist in den Patois dilettierenden Forscher zuwandten. Methodologisch ist auch bemerkenswert, daß Bréal schon 1867 das Schleichersche Konzept von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetzwirkung in Frankreich einführte; zu den «lois phonétiques» sagte Bréal (zitiert nach Storost 1987: 97): «elles sont constantes comme les lois de la nature, car elles tiennent à la conformation de nos organes et aux habitudes de notre pensée. Ce serait une étrange erreur de croire que certains mots y aient pu échapper». Voilà: das ganze junggrammatische Konzept schon 1867 in Frankreich: das physiologische Element mit dem Hinweis auf die Bedeutung der «conformation de nos organes»; das psychologische Element mit den «habitudes de notre pensée» und die Ausnahmslosigkeit mit dem Postulat der Konstanz.

Das kulturelle und damit sprachliche Interesse an der Mundartforschung führte 1869 zur Gründung einer «Société pour l'étude des langues romanes», einer Institution, die sich in erster Linie der Erforschung des Provenzalischen und der südfranzösischen Mundarten verpflichtet fühlte.

Die Grundsätze der von Bopp, Grimm und Diez entwickelten und angewandten Komparatistik wurden auf die Erforschung der kleinsten Mundart ausgedehnt, deren Lautlehre, Morphologie und Wortbildung sowie Syntax Beachtung fanden, wobei sich die Syntax vergleichsweise an den Rand gedrängt sah. Ein von Anfang an in Frankreich gefühltes Problem bestand in der Lautnotation, die zumeist mit dem französischen Alphabet erfolgte, das jedoch mit ganz speziellen Lautwerten besetzt war; eine für die Langue d'oil sicher noch vertretbare Verfahrensweise, kaum aber für die Langue d'oc. John Duncan Craig versuchte die lautliche Beschreibung des Provenzalischen in *A Hand Book to the Modern Provençal Language, spoken in the South of France, Piedmond, etc.* (London 1863) mit Hilfe des italienischen Alphabets, ein zweifelhaftes Unternehmen.

Eine extreme Position nahm sicher die provenzalische Felibrige-Bewegung ein, in der unter Führung von Frédéric Mistral (1830-1914) eine Verschmelzung von modernem Provenzalisch mit der alten provenzalischen Orthographie angestrebt wurde; die spätmittelalterliche Orthographie eignete sich besonders gut, die provenzalische Lautung wiederzugeben, und ihre Renaissance war dadurch erfolgreich, daß sie sich schnell verbreitete und selbst an bestimmte provenzalische Lokalmundarten adaptiert werden konnte.

In der mittelalterlichen Blütezeit der französischen Dialekte schienen die unterschiedlichen Merkmale von Dialekt zu Dialekt klarer zu sein; die Nachfahren jener Dialekte im 19. Jahrhundert wiesen eine unendlich größere Varietät in den Lokalmundarten auf, die wohl deswegen augenfälliger war, weil die Untersuchungsmethoden subtiler geworden waren. Und alle diese Mundarten boten sich nun einer lexikalisch-grammatischen Untersuchung dar; dabei dürfte bei den nord- und mittelfranzösischen Dialekten die Konfrontation mit dem Französischen wegen der größeren Affinitäten weniger Schwierigkeiten bereiten, als es mit den südfranzösischen Dialekten wäre.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts drängte sich das Bewußtsein von der Notwendigkeit der phonetischen und phonologischen Untersuchung der Mundarten in den Vordergrund, sicher nicht zuletzt unter dem Einfluß der Grimmschen, Diezschen und Schleicherschen Methode. Es erschienen u.a. folgende Studien zu den Mundarten (Quelle: Meyer 1866):

– Charles-Raoul de Montesson, *Vocabulaire du Haut-Marne,* Le Mans 1859; mit präzisen semantischen Angaben.

– Justin-Edouard-Mathieu Cénac-Moncaut (1814-1871, Literat, Gelehrter, Schriftsteller), *Dictionnaire gascon-français, dialecte du département du Gers, suivi d'un Abrégé de grammaire gasconne,* Paris 1863. Vf. notiert im Wörterbuch auch mittelalterlichen Wortschatz.

– Jean-Désiré Lespy, dit Vastin Lespy, *Grammaire béarnaise,* Paris 1858, [2]1880; in der Lautlehre unwissenschaftliche Arbeit, Vf. vernachlässigt die Betonung der Vokale bei der Lautentwicklung; sonst wertvolle Materialsammlung.

– Claude-Joseph Tissot (1801-1876), «Le patois des Fourgs, arrondissement de Pontarlier, département du Doubs» (Sonderdruck Paris 1865); in: *Mémoires de la Société d'émulation du Doubs,* 3e série, 9e vol., 1864, Besançon 1865, 145-376. Vf. geht vom Französischen aus; sicher ist die Arbeit eine ordentliche Materialsammlung, sie krankt aber an der fehlenden wissenschaftlichen Interpretation, z.B. werden bei den Lautübergängen die Betonungen nicht geschrieben. Im Sinne der klassischen französischen Grammatik behandelt der Autor das Konjugationsparadigma, ohne auf die Erkenntnisse der historischen Grammatik Rücksicht zu nehmen.

– Louis-Pierre Gras, *Dictionnaire du patois forézien* mit einem «Essai grammatical», Lyon 1863. In der Morphologie stellt der Verfasser leichtfertige Vergleiche mit dem Italienischen und Spanischen an, während die semantischen Angaben recht genau sind.

Paul Meyer (1866: 360) prangerte die methodischen Fehler der vorstehenden Mundartstudien an und fand, daß sie leicht zu vermeiden gewesen wären, hätten sich die Verfasser mit den Prinzipien der vergleichenden Grammatik und insbesondere der Diezschen Grammatik vertraut gemacht. Dennoch müsse man auch den Wert dieser Werke als Materialsammlungen sehen.

– Claude-Bénigne-Marie Abbé Dartois (1799-1877), *Importance de l'étude des patois en général, coup d'oeil spécial sur ceux de la Franche-Comté,* Besançon 1850.

– Henri Beauchet-Filleau (1818-1895, Journalist), *Essai sur le patois poitevin, ou Petit glossaire de quelques-uns des mots usités dans le canton de Chef-Boutonne et les comunes voisines,* Niort 1864; eine deskriptive Bestandsaufnahme.

Für die Forschungen im Hinblick auf die Erstellung von Glossaren nennt Paul Meyer (1866: 388) möglichen Autoren folgende Ratschläge:

«1° Mettre toute leur attention à bien choisir les mots destinés à figurer dans le glossaire; [Beschränkung auf tatsächlich mundartliches Wortgut, also Verzicht auf französische und Fremdwörter];

2° Se borner à en donner le sens et à enregistrer les locutions, les proverbes où ils figurent d'une façon caractéristique;

3° S'abstenir d'étymologies.»

Der letztere Punkt ist besonders aufschlußreich, da er zum einen darauf hindeutet, daß für das richtige Etymologisieren doch eine wissenschaftliche Ausbildung an einer historischen Methode vonnöten wäre, und da er zum anderen wohl zeigt, daß ein über das Sammeln des mundartlichen Wortschatzes hinausgehendes wissenschaftliches Arbeiten von den wissenschaftlichen Dilettanten nicht gefordert werden sollte, um spekulative Etymologien nicht ins Kraut schießen zu lassen. Typische Amateurfehler sind nach Meyer (401): «l'ignorance des procédés d'investigation, l'ignorance des sources où l'origine des mots peut se trouver, l'ignorance de l'état des questions». Alle Autoren, so Meyer, die sich auf dieser Strecke versuchen, tappen hier oft in Fallen.

– Abbé Jules Corblet (1819-1886), *Glossaire étymologique et comparatif du patois picard, ancien et moderne, précédé de recherches philologiques et littéraires sur ce dialecte,* Paris 1851; das war die Antwort auf eine Preisfrage der Société des antiquaires de Picardie, die 1849 gekrönt wurde. Für Meyer (389) erscheint es nicht glücklich, alten und neuen Wortschatz in einem Wörterbuch zu mischen.

– Jean-Baptiste Onofrio, *Essai d'un glossaire des patois de Lyonnais, Forez et Beaujolais,* Lyon 1864. Dieser Verfasser verwendete vielfach den Wortschatz mundartlicher Literatur des 17. Jahrhunderts, was Paul Meyer zu der Forderung leitet, daß man zu der echten Quelle greifen sollte, nämlich zur Alltagssprache der Bauern, die fern von den Städten und vom Gebrauch des Französischen lebten. Das verlange vom Autor, daß er den Patois persönlich kennt, d.h. ihn als Muttersprache spricht. In dieser Hinsicht haben die Amateure den Berufsphilologen etwas voraus, denn nur die ersteren können auch den wirklichen Sinn eines Wortes darstellen. Unter dem Gesichtspunkt der Semantik sei mustergültig:

– Gabriel Azais (1803-1888), *Dictionnaire des idiomes languedociens, étymologique, comparatif et technologique,* Béziers 1863, gar nicht aber auf dem Gebiet der Etymologie ebenso wie:

– Louis Jouve, *Coup d'oeil sur les patois vosgiens*, Epinal 1864.

Im März 1866 veröffentlichte die *Revue des Sociétés savantes* ein Wettbewerbsthema der Académie de Bordeaux zur Schaffung eines gascognischen Glossars mit folgen-

dem Programm (zit. nach Meyer 1866: 405): «Donner de la langue gasconne parlée dans le département de la Gironde un lexique qui, à une nomenclature exacte et suffisamment complète des mots d'une localité déterminée, joigne la définition, l'explication précise des mots, soit dans leurs acceptions de l'usage ordinaire, soit dans les idiotismes, adages, proverbes, dictons agricoles, noels et vieilles chansons où ils peuvent se trouver employés.» Hinsichtlich des Methodischen zollt Meyer dem Programm seinen Beifall.

In dem bisher Dargestellten spiegelt sich der methodologische Stand der in Frankreich in den 50er und 60er Jahren getriebenen Mundartstudien. Um von diesen Voraussetzungen aus den Schritt zur Sprachgeographie zu gehen, bedurfte es neuer methodischer Determinanten, die sich in den 70er Jahren abzuzeichnen begannen. –

Ein qualitativ neuer Schritt in der dialektologischen Forschung wurde im Jahre 1870 durch Hugo Schuchardt (1842-1927) gegangen. Schuchardt hatte sich in den drei Bänden seines Werkes *Der Vokalismus des Vulgärlatein* (Leipzig 1866-1868) ein besonders inniges Verhältnis zu Lautübergangsforschungen geschaffen. In dem Werk gewann Schuchardt auch eine besondere Beziehung zu den Mundarten und erkannte, daß es gar nicht mehr möglich sei, Mundarten voneinander strikt zu scheiden (Schuchardt 1868, III: 32): «Wenn wir [. . .] das ganze Sprachgebiet durchwandern, so finden wir fast überall, dass benachbarte Dialekte, Mundarten, Untermundarten u.s.w. nicht schroff gegeneinander abgränzen, sondern sich aneinander annähern, in einander überfliessen.» Der Naturalismus des «Ineinanderfließens» evoziert das Bild des Wassers und seiner Bewegung. Und tatsächlich wird Schuchardt gleich deutlicher, die Wellentheorie von Johannes Schmidt (1843-1901) vorwegdenkend, die dieser in seinem Werk *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen* (Weimar 1872) begründet hat. Schuchardt aber schreibt 1868 (34): «Denken wir uns die Sprache in ihrer Einheit als ein Gewässer mit glattem Spiegel; in Bewegung gesetzt wird dasselbe dadurch, dass an verschiedenen Stellen desselben sich Wellencentra bilden, deren Systeme, je nach der Intensität der treibenden Kraft von grösserem oder geringerem Umfange, sich durchkreuzen.» Schmidt nutzte das Bild der Welle, die Entstehung der Verschiedenheit der Sprachen zu erklären, eine Lautveränderung bewege sich von einem Punkt aus wellenförmig weg, um sich schließlich abzuflachen. Bei Schuchardt heißt es schon 1866 (Schuchardt 1866, I: 103): «Jede allgemeine Sprachveränderung entspringt [wieder das Wasserbild!] auf einem beschränkten Raume und breitet sich allmählich über das ganze Sprachgebiet aus.»

So eingestimmt geht Schuchardt 1870 noch einen Schritt weiter: Es handelt sich um seine Leipziger Antrittsvorlesung von 1870 über die «Klassifikation [besser die «Nichtklassifizierbarkeit», wie Schuchardt selbst folgert] der romanischen Mundarten», der die Leipziger Wissenschaftlerprominenz Georg Curtius, Friedrich Zarncke, Adolf Ebert, August Leskien, aber auch der junge Hermann Paul u.a. beiwohnten. Darin beschreibt der Redner eine Reise von Italien nach Frankreich «zu Fuss oder zu Saumthier», die «geographische Abänderung» oder die Abstufung der «dialektischen Diffe-

renzen» in räumlicher Verteilung, also die wellenförmige Ausbreitung einer Lauterscheinung bis zu ihrem Abklingen aufzuzeigen. Bei diesem dynamischen Prozeß sieht Schuchardt eine ständige «Sprachkreuzung» nahe verwandter Mundarten mit «Mittelformen», «allmählichen Übergängen und Annäherungen»; diese Erscheinungen haben von Anfang der Sprachdivergenzen an stattgefunden, sie begleiten die gesamte Sprachentwicklung: «[. . .] diese Wechselwirkung hat mit der Divergenz selbst ihren Anfang genommen. Wir verbinden die Äste und Zweige des Stammbaums durch zahllose horizontale Linien, und er hört auf ein Stammbaum zu sein.» Für Schuchardt ergibt sich auch, daß ein Dialekt nicht mit einer Formel definierbar ist; es müßten viele voneinander unabhängige Formeln für die verschiedenen Lautänderungen, der Änderungen von Wortformen und Bedeutungen sein. Das Charakteristischste für einen Dialekt seien die Lauteigentümlichkeiten, die sich aber individuell ändern [Paul 1880: 232: «Wir müssen eigentlich so viele sprachen unterscheiden als es individuen gibt.»] und nicht in einheitlichen Grenzen zu fassen sind. *«Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen beschreiben.* Nur ausnahmsweise hat eine Lautformel nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet, sondern mehrere getrennte.» Schuchardt kommt damit zur Schlußfolgerung der Nichtklassifizierbarkeit der Mundarten: «Die Gebiete der Mundarten lassen sich also nicht, wohl aber die der verschiedenen Formen die ein lateinischer Laut annimmt, innerhalb fester Grenzen einschliessen, es lassen sich Stammbäume nicht von jenen, wohl aber von diesen aufstellen.»

In diesem Zusammenhang gibt der Vortragende auch das Gedankenspiel der kartographischen Aufzeichnung von Isophonen und Isomorphen zu bedenken; er erkennt die Inkongruenz solcher Linien; und er schließt auf die Willkürlichkeit einer möglichen Auswahl von Wesensmerkmalen zur Kennzeichnung von Mundarten. Hier denkt Schuchardt eine neue Qualität der geographisch-kartographischen Sprachexploration vor: «Entwerfen wir nun eine *Karte,* auf der wir die Umfassungslinien *aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen* vermittelst deren das Latein zum Romanischen sich abgeändert hat, angeben, so werden wir in diesem Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wo sich mehr kreuzen, wahrnehmen, d.h. wir werden Übergänge statuiren. Aber wir werden dadurch noch lange keine Klassifikation gewinnen, sondern im günstigsten Falle gewisse Hauptpunkte der Ausstrahlung erkennen [. . .].» Danach müssen alle Kriterien, die zur Charakterisierung von Dialekten erstellt werden, willkürlich sein und andere Kriterien vernachlässigen; alle solche Charakterisierungen sind für Schuchardt relativ.

Die Bedeutung der Vorlesung Schuchardts bestand darin, daß sie mit der traditionellen Dialektuntersuchung brach und Denkanstöße für eine neue Art und Weise des Herangehens im dialektologischen Forschen gegeben hat. –

Über das kulturelle, antiquarische, sprachlich-konservative Interesse an den Mundarten hinaus fügte die Sprachwissenschaft in den 70er Jahren ein methodologisches Inter-

esse hinzu. Die Junggrammatiker erkannten den Wert der dem nivellierenden Wirken der Standardsprache nicht ausgesetzten Volksmundarten für ihren methodologischen Zweck, den Beweis der ausnahmslosen Gültigkeit der Lautgesetze und der Analogiewirkung. Osthoff/Brugmann (1878: IX) mahnten: «In allen lebenden volksmundarten erscheinen die dem dialect eigenen lautgestaltungen jedesmal *bei weitem consequenter* durch den ganzen sprachstoff durchgeführt und von den angehörigen der sprachgenossenschaft bei ihrem sprechen inne gehalten als man es vom studium der älteren bloss durch das medium der schrift zugänglichen sprachen her erwarten sollte; diese consequenz erstreckt sich oft bis in die feinsten lautschattierungen hinein. [. . .] Und sollten nun nicht die, die so gern und so oft unmotivierte ausnahmen von den mechanischen lautgesetzen zulassen, diese thatsache sich zu herzen nehmen?»

Für Hermann Paul ist es nach Schuchardt und der französisch-italienischen Diskussion um Ascoli/Meyer (s.u.) ausgemacht und als gültige These gesetzt (Paul 1880: 242): *«Das eigentlich charakteristische moment in der dialectischen gliederung eines zusammenhängenden gebietes bleiben immer die lautverhältnisse.»* Und für am wenigsten charakteristisch hält Paul die Lexik, dessen Morphologie und Syntax (243). –

Der Gedanke einer Kartographierung von Lauterscheinungen wurde in Deutschland von dem Marburger Bibliothekar Georg Wenker (1852-1911) im Jahre 1881 mit der ersten Lieferung des *Sprachatlas von Nord-und Mitteldeutschland* realisiert; dazu hatte der Autor den Lautstand des Gebiets nicht selbst, also direkt aufgenommen, sondern eine Vielzahl von Fragebogen in einem engen geographischen Raster an Volksschullehrer verschickt. Die auf diese Weise, also indirekt gewonnenen Ergebnisse vorwiegend lautlicher, selten grammatischer und synonymischer Art übertrug Wenker auf geographische Karten. Die Ausdehnung des Sprachatlasses auf das ganze Deutschland strebte Wenker Mitte der 80er Jahre an, wobei er die Unterstützung der Reichsregierung begehrte; dieses Unternehmen führte erst ab 1926 unter Wenkers Mitarbeiter und Nachfolger Ferdinand Wrede (1863-1934) mit der Veröffentlichung des Deutschen Sprachatlasses zum Erfolg.

In der Giessener Philologenversammlung von 1885 erstattete Wenker über den Fortgang der Arbeiten Bericht, rief zur Erweiterung auf ganz Deutschland auf und erstrebte die Mitarbeit der ganzen Schullehrerschaft bei der Abarbeitung der Fragebogen. Als sprachwissenschaftliches Ziel seiner Dialektforschung forderte Wenker (1885: 190): «[. . .] alle Abstufungen der einzelnen Laute oder Formen, gleichviel ob sie nur innerhalb eines Stammgebietes oder an der Grenze zweier Stämme oder über mehrere Stammgebiete hin verbreitet sind, in ihrem sprachlichen Werden und Wachsen, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit darzulegen und wenn möglich zu verstehen und zu erklären.» Es war Wenker längst klargeworden, daß man von der alten Vorstellung von Dialektgrenzen Abschied zu nehmen hatte; klare Dialektgrenzen ließen sich nicht feststellen, wohl aber verwirrend verlaufende Lautlinien, die kein einheitliches Bild ergaben. So mußte ein Sprachatlas zum Hilfsmittel für weitergehende Untersuchungen und In-

terpretationen des Materials werden, das also gründliche Arbeiten nach sich zu ziehen hatte.

Kritik am Wenkerschen Sprachatlas kam vor allem aus junggrammatischer Richtung, da sich Wenker unbeeinflußt vom junggrammatischen Geist der Lautgesetze wähnte. Vordergründig mochte der Streit zwischen der Berliner Schule der enzyklopädischen Philologie, wie sie zuletzt von Müllenhoff vertreten wurde, der Wenkers Arbeit sehr förderte, und der junggrammatisch orientierten Leipziger Schule mit ihrer subtilen Phonetik und Lautgesetzlichkeit eines Sievers u.a. eine Rolle spielen. Der Sievers-Schüler Otto Bremer (1862-1936) wurde zum Wortführer der Attacken gegen den unter die Ägide der Berliner Akademie gestellten Sprachatlas in seinen *Beiträge(n) zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches* (Leipzig 1895). Hauptvorwurf Bremers war die laienhafte Lautregistrierung infolge der fehlenden wissenschaftlichen Transkription. Wenker konnte lediglich die schriftlichen Fixierungen der zuarbeitenden Lehrer auswerten. Die Uneinheitlichkeit in der Lauterfassung mußte so zwangsläufig zu Fehlern führen, die Bremer zum Teil anhand von lokalen Grammatiken auch nachweisen konnte.

In der Tat steht und fällt jede Sprachaufnahme mit der Transkriptionsfrage. Dieser Gesichtspunkt wurde auch zum A und O der französischen Dialektgeographie. Die Kritik am Wenkerschen Sprachatlas durch den Schöpfer der experimentellen Phonetik, Jean Pierre Rousselot (1846-1924), stellte die deutsche indirekte Methode der Sprachaufnahme durch die vielen Lehrer in Frage; der Abbé Rousselot hinterfragte die Akzeptanz der Methode für die französische Dialektologie und kam zu der Auffassung, daß ohne intensive Schulung der Sammler die Subtilität der mundartlichen Differenziertheit nicht erfaßt werden könnte. Die französische Schriftsprache wäre denkbar ungeeignet zur Lautnotierung der Mundarten, da in diesen zahlreiche Laute existieren, die in der Standardsprache inexistent sind. Jeder Korrespondent würde die Mundart mit seinem persönlichen Französisch vergleichen und zu fehlerhafter Notierung führen. Fraglich ist für Rousselot auch, ob mit 40 Mustersätzen das ganze Lautrepertoire einer Mundart erfaßt werden kann; es dürfte auch bezweifelt werden, ob die Übersetzung eines Mustersatzes in die Mundart wirklich in jedem Fall zu einem idiomatisch einwandfreien Text führen würde. Nein, in Frankreich müßte ganz anders vorgegangen werden. Die Sammler müßten vorher gründlich phonetisch geschult und in den Stand gesetzt werden, tiefgreifende lokale Untersuchungen durchzuführen (Rousselot 1888). Bei aller Kritik, die der Franzose gegenüber dem deutschen Atlas vorzubringen hat, druckt er einen kurzen Aufsatz über die Technik, Methode und Bedeutung des Atlas aus deutscher Sicht ab, den ein Mitarbeiter Wenkers, der Germanist Friedrich Kauffmann (1863-1941), verfaßt hat (Kauffmann 1888).

Auch in Deutschland fehlte es im Anschluß an Schuchardt nicht an weiteren Denkanstößen im Hinblick auf eine kartographische Auseinandersetzung mit den französischen Mundarten. Der Hallenser Romanist Hermann Suchier (1848-1914) fordert in

Gröbers Grundriß die geographisch-zeitliche Definition einzelner Lautvorgänge (Suchier 1886: 572): «Als Ziel muss der Sprachgeschichte eine Darstellung vorschweben, welche die einzelnen sprachlichen Veränderungen in streng chronologischer Ordnung aufführt und bei einer jeden auch das von derselben betroffene räumliche Gebiet zu bestimmen und zu umgrenzen sucht.» Dabei weist Suchier auf die besondere Schwierigkeit hin, in Frankreich Mundartgrenzen zu ermitteln. Suchier zieht sich auf die Position zurück, einzelne sprachliche Züge beschreiben, mithin Lautgrenzen definieren zu können, nicht aber Mundartgrenzen, wozu es der Deckungsgleichheit mehrerer Lautgrenzen bedürfte, ein in Frankreich nur selten zu beobachtendes Phänomen (Suchier 1886: 592): «Infolge des Wandels eines bestimmten Lautes wird ein sprachliches Gebiet von dem dasselbe umgebenden differenziert und durch eine Grenze geschieden, die ich Lautgrenze nenne. Zum Begriff der Sprachgrenze oder Mundartgrenze gehört es, dass an derselben Linie sich mehrere sprachliche Züge von einander abheben, ein Fall, der auf dem Boden Frankreichs nur ausnahmsweise vorkommt.» –

Die Ideen Schuchardts von der Arbitrarität eines Dialektkonzepts liest man in Frankreich im Jahre 1875, als Paul Meyer die Entdeckung Ascolis des Frankoprovenzalischen (Ascoli 1878) kritisierte (Meyer 1875). Ascoli hatte mit wissenschaftlicher Akribie eine Reihe von Lauterscheinungen aufgespürt, die er in dieser Konfiguration nur in jenem Landstrich antraf, den er für das Frankoprovenzalische zugrunde legte: «[. . .] il distintivo necessario del determinato tipo sta appunto nella simultanea presenza o nella particolar combinazione di quei caratteri» (Ascoli 1876: 387). Nach Meyers Auffassung ist diese Definition Ascolis nicht konsensfähig, denn: «C'est que les phénomènes linguistiques que nous observons en un pays ne s'accordent point entre eux pour couvrir la même superficie géographique. Ils s'enchevêtrent et s'entrecoupent à ce point qu'on n'arriverait jamais [. . .] à déterminer une circonscription dialectale, si on ne prenait le parti de la fixer arbitrairement» (Meyer 1875: 294). Damit wird unterstrichen, daß eine Dialektdefinition infolge der willkürlich angelegten Meßlatte immer nur auf einer Konvention beruhen, nie aber auf der Basis einer natürlich gewachsenen Entität ruhen konnte. Das schwächste Argument sei das lautliche; einige Berechtigung möchte Meyer nach dem traditionellen Muster von Friedrich Diez in der Berücksichtigung politischer Grenzen und unterschiedlicher Literaturen sehen. Dialektbezeichnungen seien doch letztlich immer geographische Begriffe. Meyer bestreitet nicht, daß die Geographie etwas für sich habe, aber in einem ganz anderen Sinn: «[. . .] je suis convaincu que le meilleur moyen de faire apparaître sous son vrai jour la variété du roman consiste non pas à tracer des circonscriptions marquées par tel ou tel fait linguistique, mais à indiquer sur quel espace de terrain règne chaque fait» (Meyer 1875: 295). Dazu regt der Verfasser die «géographie des caractères dialectaux bien plus que celle des dialectes» an.

Auf die Meyersche Kritik replizierte Ascoli (1876) mit einer Bekräftigung seiner Position, woraufhin Meyer (1876) ebenfalls eine Replik schrieb und noch einmal darauf insistierte, daß die Romania nur äußere Grenzen kenne, dort, wo ihr Gebiet ans Meer oder

an nichtromanische Sprachen grenze; Grenzen innerhalb der Romania gebe es nicht: «[. . .] le parler roman n'offre que des limites extérieures, là où il confine à la mer ou à des idiomes non latins. De limites intérieures, il n'en a pas [. . .].»

Mit der Meyerschen Mundartauffassung glaubt der französische Sprachwissenschaftler Arsène Darmesteter (1846-1888) präzisieren zu können, daß ein Dialekt nichts weiter als der Mittelwert aus allen sprachlichen Merkmalen eines Gebietes sei (Darmesteter 1881: 325): «A proprement parler, un dialecte ne peut guère être que la moyenne de tous les faits linguistiques d'une région.» Darmesteter schrieb diese Worte in seiner Rezension des ersten französischen Lautatlas, in dem der Schweizer Sprachwissenschaftler Jules Gilliéron (1854-1926), ein Schüler des Baseler Romanisten und Dialektologen Jules Cornu (1848-1919), seines Vaters, des Baseler Französisch-Professors und Geologen Jean Victor Gilliéron (geb. 1826), der Pariser Philologen Gaston Paris, Arsène Darmesteter, Louis Havet (1849-1925) und Paul Meyer, die Sprechweise der Einwohner des Schweizer Kantons Wallis eingetragen hat; Darmesteter bescheinigt dem Verfasser, die kartographischen Ideen Meyers in die Praxis der Untersuchung einer Mundart übersetzt zu haben. Und in der Tat widmete Gilliéron seinen ersten *Petit atlas phonétique du Valais roman (sud du Rhône)* (Paris 1881) dem Professor am Collège de France und an der Ecole des Chartes, Paul Meyer (1840-1917), auf den er sich im «Avant-propos» ausdrücklich beruft: «Ce ‹petit Atlas phonétique› est une application des théories que M. Paul Meyer a exposées dans la Romania [IV, 295]. ‹Faire en quelque sorte la géographie des caractères dialectaux bien plus que celle des dialectes›, voilà le principe que j'ai suivi.»

Vierzehn Tage lang durchquerte Gilliéron das romanischsprachige Wallis zu Fuß, um das Material – fast 200 Wörter – im Hinblick auf eine Lautuntersuchung zu erheben. Für jede Lautvariation zeichnete Gilliéron eine Karte – dreißig an der Zahl –, wobei er sich ein eigenes einfaches Transkriptionssystem zurechtgelegt hatte. Es ist für Gilliéron nicht ohne Relevanz, über die topographischen Gegebenheiten der untersuchten Region, die Verkehrsverbindungen und geschichtliche Fragen nachzudenken, denn: «Si c'est à la configuration du sol du Valais et à sa situation géographique que l'on doit la multiplicité des dialectes, c'est aux défauts de ses habitants que nous sommes redevables de leur conservation, à leur indifférence, je dirai même à leur aversion pour tout ce qui est nouveau» (Gilliéron 1881: 14).

Mit dem erhobenen phonetischen und morphologischen Material konnte Gilliéron sehr bald auf den archaisch-hermetischen Charakter (noch lebendige Deklination des Artikels!) der Mundarten des Wallis schließen: jedes Dorf hatte sich sogar seine eigene Mundart bewahrt. Auf den Karten ging der Forscher vom Lateinischen aus, und es läßt sich auf einen Blick feststellen, daß sich die Grenzen der einzelnen Lauterscheinungen in keiner Weise decken, so daß die Herstellung getrennter Lautkarten durchaus gerechtfertigt war. Arsène Darmesteter (1881: 325): «Il n'est pas de preuve plus complète de la vérité des théories de M. Paul Meyer que la comparaison de ces cartes où l'on voit tour à

tour des communes du sud s'accorder avec des communes de l'est contre les communes de l'ouest, ou se séparer des premières pour aller rejoindre les secondes.»

Auf Vorschlag Darmesteters wurde Jules Gilliéron 1883 dessen Nachfolger an der Ecole des Hautes Etudes in Paris, und auf besonderen Wunsch von Gaston Paris sollte Gilliéron dort Dialektologie des romanischsprachigen Frankreich lehren, was er schließlich 43 Jahre lang tat (cf. Roques 1930: 4 ss.). Als weiteres Zeichen der Institutionalisierung des Fachs gründete Gilliéron zusammen mit dem Abbé Rousselot 1887 die *RPGR,* in der die Herausgeber das von ihnen entwickelte Transkriptionssystem als ersten Beitrag veröffentlichten.

Mit ungleich schärferen Formulierungen als oben von Darmesteter brachte Gaston Paris in seiner berühmten Rede von 1888 über «Les parlers de France», veröffentlicht in Gilliérons Zeitschrift, diese neue dialektologische Position auf den Punkt: Er sieht einmal von der Literatur ab und bezieht sich auf Sprachliches; danach sei all das, was herkömmlich zur Dialektbestimmung getan wurde, verlorene Mühe gewesen: «[. . .] tout le travail qu'on a dépensé à constituer, dans l'ensemble des parlers de la France, des dialectes et ce qu'on a appelé des ‹sous-dialectes› est un travail à peu près complètement perdu» (Paris 1888: 163).

Bei aller grundlegenden Einheit der französischen Volkssprache(n) sieht Paris in der geographischen Ausdehnung nahezu unmerkliche Variationsentwicklungen in der gesprochenen Sprache. «[. . .] toutes ces variantes de phonétique, de morphologie et de vocabulaire n'empêchent pas une unité fondamentale, et [. . .] d'un bout de la France à l'autre les parlers populaires se perdent les uns dans les autres par des nuances insensibles. Un villageois qui ne saurait que le patois de sa commune comprendrait sûrement celui de la commune voisine, avec un peu plus de difficulté celui de la commune qu'il rencontrerait plus loin en marchant dans la même direction, et ainsi de suite jusqu'à un endroit où il n'entendrait plus que très péniblement l'idiome local.» Diese nuanceweisen Veränderungen erfolgen nicht nur in einer Richtung, sondern von einem Punkt aus gleichsam strahlenförmig, wofür Paris das Bild eines Sterns findet, wiewohl das Bild eines kunstvoll gewobenen Spinnennetzes – so will es scheinen – sicher treffender gewesen wäre: «En faisant autour d'un point central une vaste chaîne de gens dont chacun comprendrait son voisin de droite et son voisin de gauche, on arriverait à couvrir toute la France d'une étoile dont on pourrait de même relier les rayons par des chaînes transversales continues».

Dann kommt Paris auf den zu sprechen, der in Frankreich überhaupt die neue Diskussion um die Dialektologie in Gang gebracht hat, seinen Kollegen Paul Meyer, der, wie gesehen, seine Auffassung in der Auseinandersetzung mit Ascoli entwickelt hatte. Paris führte sein Sternenbild ein und fuhr fort: «Cette observation bien simple, que chacun peut vérifier, est d'une importance capitale: elle a permis à mon savant confrère et ami, M. Paul Meyer, de formuler une loi qui, toute negative qu'elle soit en apparence, est singulièrement féconde, et doit renouveler toutes les méthodes dialectologiques:

cette loi, c'est que, dans une masse linguistique de même origine que la nôtre, il n'y a réellement pas de dialectes; il n'y a que des traits linguistiques qui entrent respectivement dans des combinaisons diverses, de telle sorte que le parler d'un endroit contiendra un certain nombre de traits qui lui seront communs, par exemple, avec le parler de chacun des quatre endroits les plus voisins, et un certain nombre de traits qui différeront du parler de chacun d'eux.» Diese sprachlichen «traits» sind für Paris wie für Meyer die einzigen Faktoren, die sich in ihrer Ausdehnung von benachbarten Nuancen abgrenzen lassen, was aber nicht bedeuten soll, daß die «traits» eines Gebiets miteinander in ihrer Extension deckungsgleich wären: «Chaque trait linguistique occupe d'ailleurs une certaine étendue de terrain dont on peut reconnaître les limites, mais ces limites ne coincident que très rarement avec celles d'un autre trait ou de plusieurs autres traits; elles ne coincident pas surtout, comme on se l'imagine souvent encore, avec des limites politiques anciennes ou modernes (il en est parfois autrement, au moins dans une certaine mesure, pour les limites naturelles, telles que montagnes, grands fleuves, espaces inhabités)» (163). Die Grenzenlosigkeit der grundlegenden Einheit der französischen Volkssprache reduziert sich für Paris auf eine Grenzenhaftigkeit eng umschriebener Lauterscheinungen oder -nuancen in kontinuierlicher geographischer Variabilität, allenfalls gehemmt durch bodenständige Hindernisse. In dieser Optik wird selbst die Scheidelinie zwischen dem Nord- und Südfranzösischen oder Provenzalischen obsolet, da die variablen Züge diese Linie ständig durchkreuzen und sich nicht an dieser fiktiven Mauer festmachen lassen.

Störungen im Parisschen Sternenbild werden durch den Einfluß geistiger und politischer Zentren oder von Wanderbewegungen ganzer Bevölkerungsteile, die ihre Sprache transplantieren (historisch bedingte Sprachinseln), konzediert.

Gaston Paris zieht aus seiner dialektologischen Position eine entscheidende Schlußfolgerung, die der Schaffung regionaler Sprachatlanten und eines gesamtfranzösischen Sprachatlas: «La grande tâche qui s'impose à nous, et qui ne peut s'exécuter que par la collaboration active et méthodique des savants de la France entière, est de dresser l'atlas phonétique de la France, non pas d'après des divisions arbitraires et factices, mais dans toute la richesse et la liberté de cet immense épanouissement» (168). Dazu fordert Paris mit naturwissenschaftlicher Akribie durchgeführte Untersuchungen kleinster Agglomerationen und auch monographische Studien einzelner Laute, Formen und Wörter; wichtig seien weniger gründliche Kenntnisse des Explorators, wohl aber die rechte Methode, die es zu erlernen gelte: «[. . .] il faudrait que chaque commune d'un côté, chaque son, chaque forme, chaque mot de l'autre, eût sa monographie, purement descriptive, faite de première main, et tracée avec toute la rigueur d'observation qu'exigent les sciences naturelles [das sollte *der* Schlüsselsatz für Gilliéron werden]. Pour dresser de semblables monographies il n'est pas besoin de posséder des connaissances bien profondes, mais il est indispensable d'employer de bonnes méthodes. [. . .] on peut aujourd'hui les apprendre» (168). Paris weist auf die von Gilliéron an der Ecole des Hautes Etudes ge-

haltene Vorlesung hin: Gilliéron habe in Frankreich die wissenschaftliche Untersuchung der Mundarten inauguriert.

Bezüglich der anzuwendenden Methode geht Paris ins Detail: er plädiert für ein möglichst enges lokales Beobachtungsfeld bis hin zu einem Gehöft; untersucht werden sollen die Lautlehre, die Formenlehre, die Lexik und die Syntax. Bei der Lautaufzeichnung müsse die Gewissenhaftigkeit Vorrang haben; notfalls solle man bei der schriftlichen Fixierung auf das französische Lautsystem zurückgreifen. Paris schreibt: «Il faut d'abord se pénétrer de l'idée que plus on restreint le champ de son observation, plus on a de chances pour qu'elle soit non seulement exacte, mais féconde. Qu'on prenne donc pour territoire un hameau, une commune, un groupe de communes au plus, mais que dans les limites adoptées on s'efforce de bien connaître et de bien faire connaître tous les faits. Les patois présentent à l'étude des sons, des formes, des mots, des phrases: chaque partie de cet organisme doit être soigneusement étudiée. Les sons doivent être décrits avec une grande fidélité, quitte à être exprimés par des signes conventionnels quelconques; pour les décrire, il peut suffire de prendre pour base la prononciation reçue en français de chaque voyelle et de chaque consonne. Les formes doivent être notées dans toutes leurs variations, souvent assez considérables suivant leur emploi. Il va sans dire que le relevé des mots doit être complet, et que tous les sens de chaque mot doivent être donnés avec une exactitude minutieuse» (169). Doch damit nicht genug; die Monographie einer Lokalmundart müsse durch eine Differentialanalyse mit den Nachbarmundarten erweitert werden. Paris sagt voraus, daß sich auf diese Weise die Lokalmundarten auflösen und unter verschiedenen Aspekten mit den Nachbarn verschmelzen werden. Hier ist die von Gilliéron gelehrte Methode heranzuziehen, die der Dialektologe in seinem Lautatlas des Wallis angewendet habe. Im einzelnen formuliert Gaston Paris (170): «L'idiome qu'on étudie est en contact avec d'autres: on peut chercher ce qu'il a de commun avec eux, ce en quoi il en diffère. Si on veut pousser la comparaison plus loin, on reconnaîtra vite que les groupes qu'on est tenté de former se dissolvent ou se recomposent autrement suivant le ‹criterium› phonétique ou morphologique qu'on emploie à les constituer. On doit alors avoir recours à la méthode que M. Gilliéron applique constamment dans ses conférences et dont il a publié un spécimen dans son petit ‹Atlas phonétique du Valais roman›. Etant donnée une région, on choisit un certain nombre de traits, dont on constate et dont on marque sur de petites cartes spéciales la répartition respective dans les différents lieux habités de la région. Si on possédait un grand nombre de ces atlas, on verrait, en les juxtaposant, se former de grandes aires phonétiques et morphologiques qui ne se recouvriraient pas l'une l'autre, tout en coincidant sur une certaine étendue: la constitution de ces aires pourra seule nous fournir des données précises sur les faits essentiels de notre géographie linguistique» (170).

Widerspruch gegen die Meyer-Parissche These von der Inexistenz von Dialekten kam von der südfranzösischen Dialektologen«schule» um die *RLaR*. Der Literaturgeschichtler, Mediävist, Herausgeber altfranzösischer Texte und Dekan der Universität

Montpellier, Ferdinand Castets (1838-?1911), greift das Problem der Dialektdefinition wieder auf und stellt die rhetorische Frage: «Combien de caractères vous paraissent-ils nécessaires pour que vous consentiez à reconnaître l'existence d'une langue?» (Castets 1888: 309). Hier würde eine Einigung nottun, was schwierig wäre. Aber niemand habe das Recht, das Problem, nur weil es schwierig ist, vom Tisch zu räumen. Nachhaltig verteidigt der Verfasser die Grenze zwischen dem Nord- und Südfranzösischen, konzediert lediglich, daß diese Grenze eine Übergangszone darstelle. Im übrigen solle man sich doch bitte in solchen prinzipiellen Fragen an Friedrich Diez halten, der Grundlegendes dazu gesagt habe; «Diez, il est bon de le rappeler, reste le maître incontesté dans le domaine de la philologie romane» (310). Castets verlangt als Vergleichsmaßstab nicht den Nachbardialekt, sondern das Französische, und kritisiert, daß, wenn sehr viele Forscher einzelne Mundartmonographien abliefern, die ganze Weiterverarbeitung eine Tätigkeit «aus zweiter Hand» sein werde, die der direkten Beobachtung entbehre; das war die gleiche Kritik, wie sie der Wenkersche Sprachatlas ertragen mußte. Da biete die südfranzösische Société pour l'étude des langues romanes ungleich günstigere Voraussetzungen, für ihr Gebiet sich der direkten Methode der Beobachtung zu bedienen.

Die Rede von Gaston Paris vom 26. Mai 1888 wurde in ihrer Programmatik als so grundlegend angesehen, daß es ein Jahr später in Paris zur Gründung einer Société des Parlers de France mit Gaston Paris als Präsident kam, die aber den Elan der Anfangsphase nicht erhalten konnte und wohl eher im verborgenen arbeitete. Das von ihr herausgegebene *Bulletin de la Société des Parlers de France* erschien als Fortsetzung der *RPGR* mit der ersten Nummer im Juli 1893; darin werden Originalartikel, noch einmal Gaston Paris' berühmte Rede sowie Nachrichten über das Wirken der Gesellschaft veröffentlicht. Ein Hauptziel der Gesellschaft besteht in der Verwirklichung der Parisschen Anregung zur Herstellung eines gesamtfranzösischen Sprachatlas, der, wenn möglich, bis zum Jahre 1900 fertig sein sollte.

Ein zentraler Punkt des Kongresses für romanische Philologie, den die Société pour l'étude des langues romanes am 26. und 27. Mai 1890 in Montpellier abhielt, war erneut die Auseinandersetzung mit den Thesen von Gaston Paris. Dazu ergriff der Gründer der Société, der südfranzösische Literat und Historiker Charles du Tourtoulon (1836-1913), der sich vor allem mit der Geschichte und Sprache der Landschaften der langue d'oc beschäftigte, das Wort. Tourtoulon hatte 1873 einen Regierungsauftrag zur Herstellung einer französischen Sprachkarte erhalten; in einer Untersuchung *Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oil* (Paris 1876), die er zusammen mit Octavien Bringuier (1829-1875), einem Mitglied des Bundes der Felibre, verfaßt hatte, grenzte er das Nord- und Südfranzösische voneinander ab, so daß ihn die Parissche These von der Nichtexistenz dieser Grenze besonders herausfordern mußte.

Die Gedankengänge Tourtoulons bewegen sich im dialektologischen Traditionalismus, der sich um die Klassifizierbarkeit der Mundarten mühte. Tourtoulon wendet sich

gegen den Begriff der undifferenzierten «masse linguistique» der Romania: Wenn es auch keine klare Abgrenzung der Sprachen und Dialekte gebe, so müsse man sie doch unterscheiden, gruppieren oder klassifizieren. Die einzelnen romanischen Sprachen unterscheiden sich voneinander so sehr, lautet die Argumentation, daß sich die jeweiligen Völker nicht verstehen, daß man die romanischen Sprachen durchaus klassifizieren könne ebenso wie übrigens auch die langue d'oc und die langue d'oui. Die Notwendigkeit, Mundarten zu klassifizieren, ergebe sich aus der Tatsache, daß die Sprachwissenschaft eine Naturwissenschaft sei. Ebenso wie bei der Klassifikation von Lebewesen gebe es auch bei der Klassifikation von Sprachen und Dialekten Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Es gelte, bei der Klassifikation die Verwandtschaften und die lokale Ausdehnung festzustellen: «car en linguistique la classification doit aboutir à une délimitation géographique» (141). Die zu klassifizierende sprachliche Einheit ist für Tourtoulon zunächst die Sprechweise jedes einzelnen Menschen, die sich von der des Nachbarn unterscheidet. In einem Dorf könne es so verschiedene Sprechweisen geben. Gaston Paris aber lasse nur den «trait linguistique», den einzelnen Laut in seiner sich differenzierenden Entwicklung gelten. Tourtoulon: «Je ne nie pas l'utilité scientifique de cette façon de procéder; mais toute science serait faussée qui s'en tiendrait à cette méthode unique» (142).

Nun bestehe die Notwendigkeit, die linguistischen Einheiten der Individuen nach möglichst rationalen Regeln miteinander zu gruppieren, was immer etwas Willkürliches oder Künstliches haben könne. Bei der Gruppierung komme es auf die charakteristischen Züge und die Wechselseitigkeit der zu gruppierenden Individuen an. Wesen seien nie so einmalig, daß sie nicht Züge mit anderen Wesen gemeinsam hätten; die augenfälligsten Züge müßten zusammengestellt werden. «C'est quelque chose comme la répartition des parlers humains en grandes classes, en familles, en langues, en dialectes; quelque chose comme la distinction de la langue d'oil et de la langue d'oc, du dialecte gascon et du dialecte provençal, du normand et du picard, pris dans leurs types les plus caractérisés» (143). Hat man nun kleine Einheiten zusammengestellt, könne man daraus größere Einheiten gruppieren, die wiederum typische Charakterzüge besitzen. Bei diesen Argumentationen greift der Autor ständig zu Analogien aus der Naturwissenschaft, der Botanik oder Zoologie, um die Logik zu unterstreichen. Welche Charakterzüge der Wissenschaftler als typisch oder gemeinsam ansieht, bleibe ihm überlassen, was eine gewisse Willkürlichkeit wiederum nicht ausschliesse, aber eine Zweckmäßigkeit enthalten sollte.

Tourtoulon geht bei der praktischen Umsetzung seiner theoretischen Prämissen davon aus, die lebenden Mundarten nicht anhand schriftlicher Zeugnisse, wie es frühere Philologengenerationen getan haben, sondern direkt an Ort und Stelle zu untersuchen. Die alte Schriftlichkeit sei durch vielfaches Kopieren verfälscht; die Schriftlichkeit gebe in ihrem konventionellen Konservatismus nicht die jeweilige aktuelle Mündlichkeit wieder; und die wirkliche Mundart finde man doch beim Volk, bei den «Ungebil-

deten» (146): «[. . .] c'est dans le peuple, parmi les illettrés, qu'il faut chercher des renseignements exacts et sur l'idiome local et sur les traits qui le distinguent des idiomes voisins.»

Mit diesen Untersuchungen glaubt Tourtoulon die These von Paul Meyer und Gaston Paris falsifizieren zu können, wonach sich Wesenszüge von einem Zentralpunkt aus in konzentrischen Kreisen kontinuierlich ändern. Der Redner erkennt:

a) Die Südfranzosen unterscheiden ihre langue d'oc sehr deutlich von den Sprachen des umgebenden Auslands (Piemont, Genua, Italien, Spanien) ebenso wie von den langues d'oui;
b) Sie sehen bei gewissen Unterschieden die innige Verwandtschaft zwischen den südfranzösischen Mundarten; weniger Verwandtschaft zwischen den südfranzösischen Mundarten und dem Katalanischen;
c) Sie kennen die Typologie der südfranzösischen Mundarten, ohne sie im einzelnen zuordnen zu können;
d) Sie unterscheiden ihre Muttermundart von den umgebenden, ohne deren engere oder weitere Verwandtschaft zu verkennen; sie sehen keine Beziehung zwischen dem Verwandtschaftsgrad und der geographischen Entfernung;
e) Unterschiede zwischen den südfranzösischen Mundarten sehen sie vor allem in der Lexik, nicht in der Grammatik, während die Grammatik zum Unterscheidungsmerkmal gegenüber Fremdsprachen und dem Nordfranzösischen wird;
f) Dennoch stellt die Lexik kein distinktives Merkmal dar.

Tourtoulon fügt den spontanen Erkenntnissen des südfranzösischen Volkes hinzu, daß alle südfranzösischen (!) Gelehrten, die sich mit Sprachfragen befassen oder befaßten, darin übereinstimmen, eine deutliche Trennung zwischen der langue d'oc und der langue d'oui zu erkennen. Als Beweis tritt der Vortragende in einen wissenschaftsgeschichtlichen Diskurs (153 s.) ein, der auch belegen soll, daß Meyer und Paris allein dastehen, und der aber die neue Wissenschaftlichkeit völlig vernachlässigt, die sich auf streng phonetische Fakten gründet. Tourtoulon stellt die Frage der Dialektabgrenzung anders: «[. . .] en linguistique, étant donné qu'il existe des idiomes distincts qui, à première vue, peuvent être groupés suivant des affinités évidentes, il convient de rechercher d'où proviennent ces affinités, de marquer avec plus de rigueur les limites de chaque groupe et de préciser les rapports des divers groupes entre eux. [. . .] la tâche du classificateur consiste à reconnaître les traits qui donnent à chaque idiome sa physionomie et peuvent servir de base à un groupement méthodique» (155). Voraussetzung, dieses Ziel zu erreichen, sei die genaue Kenntnis der Mundarten, ihrer Grammatik, ihrer Phonetik; dazu nimmt sich der Autor die Mundarten an der italienisch-französischen Grenze vor. Tourtoulon stellt fest, daß es in der untersuchten Region kein Verschmelzen der lokalen Mundarten gibt und daß die Mundartgrenzen mit den alten und modernen politischen Grenzen zusammenfallen. Er glaubt, mit seinen Beweisen Meyer und Paris widerlegt zu haben. –

ROMANISCHES SEMINAR UNIVERSITÄT ZÜRICH

In Deutschland machte B. Röttgers (1894) mit den französischen dialektologischen Bestrebungen von Gaston Paris bekannt. Er verdeutlichte, daß Paris einen phonetischen Atlas für Frankreich verlangte, wofür einerseits jede Gemeinde, andererseits jeder Laut, jede Form, jedes Wort eine eigene Monographie erfordere. –

Unter Berufung (cf. «Notice» 1902) auf die von Gaston Paris vorgetragene Forderung nach monographischer Erforschung der Mundarten aus erster Hand, also mit direkter Methode, und mit naturwissenschaftlicher Akribie; sowie mit Unterstützung durch das Unterrichtsministerium nach Fürsprache durch Gaston Paris bereitete Jules Gilliéron das große Unternehmen des Atlas linguistique de la France vor, so daß ab 1897 der linguistisch befähigte, von Gilliéron phonetisch geschulte Gewürzhändler Edmond Edmont (1849-1926) nach Gilliérons Vorgaben mit den Erhebungen in 639 über das ganze Land verstreuten Gemeinden beginnen konnte. Der Vorteil dieser Verfahrensweise im Vergleich zu Wenker bestand darin, daß eine einzige Person ein einheitliches Lautaufnahmeverfahren bei einheitlicher Transkription garantierte und mit dieser direkten Methode die Nachteile der indirekten ausschaltete. Der Befrager registrierte spontane mundartliche Übersetzungen einer französisch vorgegebenen Wörter- und Satzliste, die im Hinblick auf die Feststellung lautlicher, lexikalischer, morphologischer, syntaktischer und semantischer Gegebenheiten wohlausgewogen war.

Es war Gilliéron auch klar, daß ein Sprachatlas – wiewohl er einen unermeßlichen Wert an sich darstellt – in erster Linie ein Hilfsmittel, eine Materialgrundlage zu sein habe, die es mit dem Blick auf Interpretationen oder Auswertungen zu nutzen gelte; andere vorhandene Materialgrundlagen wie Wörterbücher und Grammatiken erschienen Gilliéron für Interpretationsarbeiten ungenügend, da ungenau, miteinander nicht kompatibel und zu heterogen.

Gilliéron verarbeitete Edmonts Aufzeichnungen, stellte die Karten her und ließ den Atlas ab 1902 erscheinen. Der Gewinn, den Gilliéron aus dem Kartenmaterial selbst zog, veranlaßte ihn, zusammen mit Freunden und Schülern, darunter J. Mongin und Mario Roques (1875-1961), zahlreiche «Etudes de géographie linguistique» zu publizieren (cf. Roques 1930).

Die Rezeption des Atlas in Frankreich war im großen ganzen zunächst durchaus positiv; stellte er doch den vorläufigen Höhepunkt moderner dialektologischer Bemühungen von Jahrzehnten dar; bildete er doch im Verdrängungswettbewerb zwischen den Mundarten und dem Französischen, der sich immer mehr zugunsten des letzteren neigte, den «trésor linguistique de la France» und gleichzeitig «le testament de ses patois», wie es Antoine Thomas (1857-1935) sah. Letzterer (1904: 91) beschrieb in seiner Rezension die Methode des Atlas und sah die große Bedeutung des Werkes in seiner Hilfsfunktion im Sinn einer Materialsammlung für die Forschungen von Wissenschaftlern, die sich die Zeit sparen konnten, selbst Felduntersuchungen anzustellen. Zur Illustration prüfte Thomas die «abeille»-Karte, was deutlich macht, was Thomas meint, wenn er zum Ausdruck bringt, daß jede Karte, die für sich eine «mine féconde» auch wegen

des vielen Neuen sei, für sich einen eigenen Kommentarband herausfordere (und genau das sollte ja in den kommenden Dezennien tatsächlich passieren). Dabei warf Thomas allerdings auch die – kritische – Frage nach der Autorität des Sprachatlas auf. Ideal wäre es gewesen, meinte er im Anschluß an Gaston Paris, daß es in jeder Gemeinde einen «Muttersprachler» gegeben hätte, der imstande gewesen wäre, die Mundart kompetent aufzuzeichnen. Dagegen gab es für den Gilliéronschen Atlas nur eine einzige Gewährsperson für das ganze romanischsprachige Frankreich und dessen Randgebiete, nämlich Edmond Edmont, dessen spontanes Gehör gefragt war, da ihm strikt untersagt war, im nachhinein Korrekturen zu setzen. Wer bürgte denn dafür, fragte Thomas, daß die Gewährspersonen Edmonts nicht von der Literatursprache beeinflußt waren? Insofern gewinne der Atlas nur eine relative Bedeutung. Überdies machte Thomas auf die Bedeutung der Betonung (des Akzents) der Wörter aufmerksam. In diesem Punkt schien ihm gesündigt worden zu sein; vernachlässigte Edmont doch die verschiedenen möglichen Betonungen, den «accent tonique», den «accent d'intensité» («effort musculaire initial»), den «accent de hauteur» («élévation de la voix»).

Antoine Thomas war im Jahre 1907 neben Michel Bréal, Paul Meyer u.a. Mitglied einer Kommission der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die alle zwei Jahre über die Zuerkennung des sprachwissenschaftlichen Chavée-Preises zu befinden hatte (cf. Storost 1990a). Unter fünf Konkurrenten um den Preis wählte die Kommission den Sprachatlas für die Preisverleihung aus.

Ein Jahr später (1908) wurde der von der Diez-Stiftung (cf. Storost 1989, 1990, 1990a) alle vier Jahre vergebene Diez-Preis an Jules Gilliéron gegeben. Der betreffenden Diez-Kommission gehörte auch Paul Meyer an, der sich in der Vorbereitungs- und Meinungsbildungsphase, wie Storost (1990a) herausgefunden hat, pointiert gegen die Preisverleihung an Gilliéron aussprach und die Begründung seiner Ablehnung mit einer überspitzten Kritik am Sprachatlas verband. Mit dem Spruch ‹Non bis in idem› meinte Meyer, daß Gilliérons Atlas mit dem Chavée-Preis genug geehrt sei. Tatsächlich sei der Atlas ein sehr mittelmäßiges Opus: Fehler über Fehler, inkonsequente Lautnotationen; ungleiche Übersetzungen oder mundartliche Wiedergaben der Mustersätze durch die Gewährspersonen; ungünstige Ökonomie des ganzen Werkes, unhandlich und zu teuer, schlechtes Papier. Meyer hätte das Werk ganz anders angelegt: nur eine vierteilige physikalisch-geographische Karte und zwei Textbände, nach Départements und dann Orten alphabetisch geordnet, mit den Musterbeispielen. «Mais Gilliéron, qui est l'homme le plus entêté et le plus susceptible que je connaisse, n'a voulu écouter personne» (zit. nach Storost 1990a).

Zustimmung und negative Kritik des Atlas hielten sich die Waage bei dem südfranzösischen Mundartforscher und Phonetiker Maurice Grammont (1866-1946); er war Professor an der Faculté des lettres in Montpellier. Grammont veröffentlichte eine Rezension in Deutschland (Grammont 1904). Darin lobte er die quantitative Fülle und die

Einmaligkeit des Werkes, um schließlich seine Kritik an der Methode anzusetzen, die ihm doch mit erheblichen Fehlern behaftet zu sein schien. Bei aller Feinheit des Gehörs von Edmont, dem Nordfranzosen, seien die Notierungen südfranzösischer Lautnuancen aller Kritik würdig. Der Kritiker führt phonetische Argumente, Akzentnotierungen, aber auch die Auswahl der Probanden ins Feld, Faktoren, die zu zahlreichen Fehlern Anlaß böten; so seien die Probanden vielfach Lehrer, Gemeindesekretäre und niedere Justizangestellte gewesen, deren Mundart zumeist durch das Französische korrumpiert gewesen sei. Mit seiner Kritik möchte Grammont auf Fallstricke bei der Benutzung des Atlas aufmerksam machen, wie es Aufgabe einer Kritik zu sein habe. Auf der anderen Seite biete der Atlas unendlich viel Faktenmaterial phonetischer, lexikalischer, auch syntaktischer Art, das zu aufschlußreichen Grenzziehungen Möglichkeiten biete: «[. . .] l'impression qui se dégage de l'ensemble est celle d'une documentation immense et d'une richesse illimitée. Malgré ses défauts, c'est une oeuvre magistrale qu'on ne saurait trop admirer ni trop consulter. Il serait à souhaiter qu'il parût bientôt des oeuvres semblables pour les autres pays de l'Europe [cf. dazu Weijnen 1982] et tout d'abord pour le domaine germanique [cf. dazu «Dialektologie»].» Ob wohl Grammont entgangen war, daß in Deutschland Wenkers Atlas längst im Entstehen begriffen war?

In Deutschland fand Gilliérons Atlas breites Lob, beispielsweise ist es für den mehrmaligen Diezpreisträger und führenden deutschen romanistischen Junggrammatiker Wilhelm Meyer-Lübke (1861-1936) «von allergrösster Wichtigkeit, dass alle Formen ohne Ausnahme von demselben Ohrenpaare gehört worden sind, dass weder ein Phonograph die Objektivität der Sprechenden stört, noch verschiedene Lautgewohnheiten denselben Laut verschieden auffassen kann, wie dies unvermeidlich ist bei den schriftlichen Mitteilungen des Wenker'schen Werkes. Und wie die Zuverlässigkeit das grösste heute mögliche Mass giebt, so übertrifft denn auch nach dem Programm die Menge des Gebotenen alles, was wir sonst in dieser Hinsicht haben. Lautlehre und Formenlehre, das Wort und die Wortgruppe werden berücksichtigt, und wenn das Werk einmal fertig sein wird, besitzt man für alle möglichen sprachwissenschaftlichen Studien ein unvergleichliches Material» (Meyer-Lübke 1902). Der Kritiker sieht voraus, daß der Atlas die einzige und unentbehrliche Grundlage – ein monumentum aere perennius – für die Dialektkunde Frankreichs werden wird, ohne daß dabei die Bedeutung von Dialektwörterbüchern und Monographien unterschätzt wird.

Als sich die Junggrammatiker den Mundarten näherten, taten sie es mit der Prämisse, in diesen natürliche, d.h. unbeeinflußte oder ungestörte Sprachentwicklungen auf physiologischer und psychologischer Grundlage im Sinn der ausnahmslosen Wirkung von Lautgesetzen zu sehen. Die Junggrammatiker erhofften sich aus den Dialektstudien den unschlagbaren Beweis für die Richtigkeit ihrer These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Dabei ahnten sie nicht, daß die Dialektgeographie mit ihren Erhebun-

gen und Interpretationen ihre These abschwächen würde[1]. Gilliérons *Pathologie et thérapeutique verbales* (Neuveville 1915) als interpretatorisches Werk beweist in der Tat, daß die physiologischen und psychologischen Gesichtspunkte des Sprachwandels überhaupt nicht ausreichen, zu gültigen Erklärungen von Veränderungen zu gelangen. Lautveränderungen zerstören vielfach die Wörter; sie führen zur Lautinsuffizienz, zu störender Homonymie oder Homophonie bis hin zum Wortuntergang. Gilliéron erklärt überdies die Mittel, derer sich die Sprache bedient, die Störungen zu beseitigen: Genusänderung im Fall der Homonymie, Diminutivierung, Hyperkorrekturen («mirages phonétiques»), Monosemierung im Fall semantischer Hypertrophie. Lautgesetz und Analogie mögen Teilaspekte für die Erklärung von Lautwandel sein; sie reichen aber in keiner Weise aus, die gesamte Palette der möglichen Änderungen auszufüllen; viele weitere Möglichkeiten aufgezeigt zu haben, ist ein Verdienst Gilliérons und der Sprachgeographie.

Und wie stellte sich nach dem Sprachatlas die Frage nach der Existenz von Mundarten dar? Die Vertreter beider Richtungen, die Befürworter von Mundartgrenzen und die Gegner, haben auf ihre Weise recht. Es läuft letztlich darauf hinaus, wie man eine Mundart definiert. Sicherlich gibt es keine scharf gezogenen Grenzen, wohl aber Tendenzen, Trends, Richtungen und Grenzlinienbüschel, die in einem zonalen Bereich eine Anhäufung von Lautgrenzen erscheinen lassen: es sei als Beispiel auf das Linienbündel des Garonne-Oberlaufs verwiesen, das sich in drei Gruppen auffächert:

– das Provenzalische vs. das Nordfranzösische,
– die Westprovence vs. Osten/Nordosten,
– die Westprovence vs. die Gascogne.

Ebenfalls wird Ascoli mit seiner Definition recht haben, wenn er für ein bestimmtes Gebiet das Zusammentreffen bestimmter lautlicher Gegebenheiten als sprachgruppenbildendes Kriterium fordert; eine Forderung, die von dem Schweizer Romanisten und Dialektologen Louis Gauchat (1866-1942) erneut aufgegriffen wurde. Gauchat (1903) führte in die Dialektologie den Begriff der «Kernlandschaft» eines Dialektes ein, deren Randzonen Übergangsbereiche zu anderen «Dialektkernen» darstellen. Aus seiner Erfahrung heraus betont Gauchat die Rolle geographischer, kultureller, politischer und religiöser Faktoren bei der Dialektdefinition; bei jeder Definition stelle sich der Anteil der jeweiligen Komponenten anders dar. In dieser Optik erscheint die These vom kontinuierlichen Lautwandel von einem Ende der Romania zum anderen als alleinigem Definitionskriterium als zu einseitig.

[1] Schon im Jahre 1885 hatte Hugo Schuchardt in seiner Polemik *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker* den ganzen junggrammatischen Problemkreis von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze analysiert und kritisiert und die Hoffnung der Junggrammatiker auf eine Beweisführung mit Hilfe von Dialekten ad absurdum geführt, wobei er ein besonderes Gewicht auf die Frage der Sprachmischung legte.

Die Sprachgeographie und ihre rekonstruktive Variante, die Sprachgeologie, sind eine Möglichkeit der dialektologischen Forschung neben anderen. Jede Methode hat ihre Berechtigung, wenn mit ihr ein maximaler Fortschritt in der Forschung erzielt werden kann.

Berlin *Jürgen Storost*

Literatur

Ascoli 1876: GRAZIADIO ISAIA ASCOLI, «P. Meyer ed il Franco-Provenzale», *AGI* 2 (1876), 385-395.

Ascoli 1878: GRAZIADIO ISAIA ASCOLI, «Schizzi franco-provenzali», *AGI* 3 (1878), 61-120. (Die einzelnen Hefte des *AGI* erschienen nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern völlig ungeordnet; diese Studie Ascolis war schon 1875 erschienen.)

BACH, ADOLF, *Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben,* Heidelberg [2]1950.

Breulier 1853: ADOLPHE BREULIER, «Des patois et du recueil des poésies populaires de la France», *Revue archéologique* 9, 2. Teil, Paris 1853, 493-502.

Castets 1888: FERDINAND CASTETS, *GASTON PARIS, «Les Parlers de France», *RLaR* 32 (1888), 303-312.

Darmesteter 1881: ARSÈNE DARMESTETER, *JULES GILLIÉRON, «Petit atlas phonétique du Valais roman (sud du Rhône)», *Revue critique* 2 (1881), 324-325.

Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Herausgegeben von WERNER BESCH, ULRICH KNOOP, WOLFGANG PUTSCHKE, HUBERT ERNST WIEGAND, Berlin/New York 1982.

Gauchat 1903: LOUIS GAUCHAT, «Gibt es Mundartgrenzen?», *ASNS* 111 (1903), 365-403.

Gilliéron 1881: JULES GILLIÉRON, *Petit atlas phonétique du Valais roman (sud du Rhône),* Paris 1881.

GILLIÉRON, JULES, et EDMOND EDMONT, *Atlas linguistique de la France,* Paris 1903-1910; Supplementband, Paris 1921.

Grammont 1904: MAURICE GRAMMONT, *«Gilliéron J. et Edmont E., Atlas linguistique de la France. Paris Champion 1902 et suiv., in-folio. 25 fr. le fasc. de 50 feuilles», in: *Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde.* Beiblatt zu den Indogermanischen Forschungen herausgegeben von WILHELM STREITBERG, 16, Strassburg 1904, 12-21.

IORDAN, IORGU, *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft,* ins Deutsche übertragen, ergänzt und teilweise neu bearbeitet von WERNER BAHNER, Berlin 1962.

Jaubert 1856: HIPPOLYTE JAUBERT, *Glossaire du Centre de la France,* 2 Bände, Paris 1856-1858.

Kauffmann 1888: FRIEDRICH KAUFFMANN, «L'Atlas linguistique de l'Empire allemand», *RPGR* 2 (1888) 152-155.

Meyer 1866: PAUL MEYER, «Ouvrages sur les patois», *Revue critique* 1, 1er semestre, Paris 1866, 354-364, 388-392, 400-406.

Meyer 1875: PAUL MEYER, *ASCOLI, «Schizzi franco-provenzali», *R* 4 (1875) 294-296.

Meyer 1876: PAUL MEYER, *G. I. ASCOLI, «P. Meyer e il franco-provenzale», *R* 5 (1876) 505-506.

Meyer-Lübke 1902: WILHELM MEYER-LÜBKE, *«J. Gilliéron et E. Edmont, Atlas linguistique de la France. 1. Liefg. 50 Blätter und Notice servant à l'intelligence des cartes. Paris Champion 1902, in: *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie,* 1902, Spalten 219-221.

Mussafia 1864: ADOLFO MUSSAFIA, *Monumenti antichi di dialetti italiani,* Wien 1864.

«Notice» 1902: *Atlas linguistique de la France. Notice servant à l'intelligence des cartes,* Paris 1902.

Osthoff/Brugmann 1878: HERMANN OSTHOFF und KARL BRUGMANN, *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen,* Erster Theil, Leipzig 1878.

Paris 1888: GASTON PARIS, «Les parlers de France». Lecture faite à la réunion des sociétés savantes le samedi 26 mai 1888, in: *RPGR* 2, Paris/Neuchâtel 1888, 161-175.

Paul 1880: HERMANN PAUL, *Principien der Sprachgeschichte,* Halle 1880.

Revue Archéologique 9, 2. Teil, Paris 1853.

Roques 1930: MARIO ROQUES, *Bibliographie des travaux de Jules Gilliéron,* Paris 1930.

Röttgers 1894: B. RÖTTGERS, «Die ‹Société des Parlers de France› und der heutige Stand der sprachlichen Erforschung Frankreichs (unter Benutzung des Vortrages von G. Paris)», *Die neueren Sprachen* (Vietor), 1, Marburg 1894, 329-338.

Rousselot 1888: JEAN PIERRE ABBÉ ROUSSELOT, «Dialectologie allemande», *RPGR* 1888, 152.

SCHIRMUNSKI, V. M., *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten,* Berlin 1962.

Schuchardt 1866, I: HUGO SCHUCHARDT, *Der Vokalismus des Vulgärlateins* 1, Leipzig 1866.

Schuchardt 1868, III: HUGO SCHUCHARDT, *Der Vokalismus des Vulgärlateins* 3, Leipzig 1868.

Schuchardt 1870: HUGO SCHUCHARDT, «Über die Klassifikation der romanischen Mundarten». Probe-Vorlesung gehalten zu Leipzig am 30. April 1870, Graz 1900.

Schuchardt 1885: HUGO SCHUCHARDT, *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker,* Berlin 1885.

Storost 1987: JÜRGEN STOROST, «Zur Bopp-Rezeption im Frankreich des 19. Jahrhunderts», *Linguistische Studien,* Reihe A, Arbeitsberichte, Nr. 162, Berlin 1987, 79-108.

Storost 1989: JÜRGEN STOROST, «Die Diez-Stiftung. I. Zur Gründungsgeschichte», *BRPh.* XXVIII (1989) Heft 2, 301-316.

Storost 1990: JÜRGEN STOROST, «Die Diez-Stiftung. II. Zur Wirkungsgeschichte», *BRPh.* XXIX (1990) Heft 1, 117–133.

Storost 1990a: JÜRGEN STOROST, «Noch einmal: Zur Diez-Stiftung», *BRPh.* XXIX (1990) Heft 2 (im Druck).

Suchier 1886: HERMANN SUCHIER, «Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten», *Gr.* herausgegeben von GUSTAV GRÖBER, Strassburg 1886, p. 561-668.

Tappolet 1905: ERNST TAPPOLET, *Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten,* Halle 1905.

Thomas 1904: ANTOINE THOMAS, *«L'Atlas linguistique de la France», *Journal des Savants* (1904) 89-96.

Tourtoulon 1890: CHARLES JEAN MARIE DE TOURTOULON, Rede über die Klassifikation der französischen Mundarten, *RLaR* 34 (1890) 130-175.

Weijnen 1982: ANTONIUS A. WEIJNEN, «Deutsche Dialektologie und europäische Dialektforschung: wechselseitige Wirkungen», *Dialektologie,* p. 190-202.

Wenker 1885: GEORG WENKER, Vortrag über den Sprachatlas am 1.10.1885 in Gießen, in: *Verhandlungen der achtunddreissigsten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Giessen vom 30. September bis 3. Oktober 1885,* Leipzig 1886, p. 187-193.